

Hinter dem Witz lauert die Melancholie

Arno Camenisch schreibt ein bewegendes Kapitel in seiner Enzyklopädie des Verschwindens. Es könnte auch das letzte sein

ROMAN BUCHELI

So intim hat man Arno Camenisch noch nie erlebt. Und so nüchtern, so glasklar auch noch nie. Als hätte er es darauf angelegt, alle seine Kritiker und Bewunderer Lügen zu strafen, die glaubten, er könne nur schreiben, wie er es immer tat: etwas verschoben, genüsslich strotzend vor Klischees und in einer Kunstsprache, die im Bermudadreieck zwischen Hochdeutsch, Dialekt und Romanisch das eigene Verschwinden zelebrierte. Camenisch lesen hiess bis heute: Man bekam, was man erwartete und darum irgendwie auch verdiente.

Doch plötzlich ist alles ganz anders. Kein Romanisch mehr, auch kein Dialektklamauk, keine Sitcom mit ein paar hartgesottene Berglern aus der Surselva, denen ein Ghostwriter die absurdeste Komik und Dialoge wie bei Beckett in den Mund legt. In «Der Schatten über dem Dorf» lernen wir einen Camenisch kennen, von dem bis dahin allenfalls eine vage Ahnung haben konnte, wer hinter dem ostentativen Witz dessen Kehrseite hinzudenken konnte: eine Melancholie, die dort am schmerzhaftesten war, wo der Humor am schrillsten nach vorne drängte.

Das Gespräch mit den Toten

«Die Welt stand still», so beginnt das neue Kapitel in Camenischs allmählich anwachsender Enzyklopädie des Verschwindens. Und gleich tappt man wie eine blinde Kuh in die Klischeefalle. Natürlich ist damit nicht die Welt der langsam sich entvölkernden Surselva gemeint, wo bekanntlich fast alles stillsteht (das kommt dann später im Buch schon auch noch). Vielmehr hat die Pandemie die Welt lahmgelegt. (Das steht hier zwar nirgends, aber so viel Phantasie darf man von Camenisch-Leserinnen und -Lesern gewiss erwarten.) Und während also die Welt innehält, kehrt der Erzähler zurück in sein Dorf, für eine Stunde oder zwei.

Er stellt den Wagen am Kiosk mit Tanksäule ab, von dem er in seinem letzten Buch erzählt hat, und geht einmal durchs ganze Dorf: hinunter zum Bahnhof, hinüber zum Haus des Grossvaters und wieder zurück, vorbei am Restaurant Helvezia, wo die «Ustrinkata» gefeiert worden war. Er begegnet auf dem Rundgang keiner Seele, spricht kein Wort, er redet mit sich – und mit den Toten. Dann steigt er wieder in den Wagen und fährt weg. Nun allerdings kommt



In seinem neuen Buch zeigt sich der Schriftsteller Arno Camenisch von einer ganz anderen Seite. Er gedenkt darin der vielen Toten.

JANOSCH ABEL

das Seltsamste an dem Buch. Denn plötzlich wechselt die Perspektive: Man schaut aus dem Dorf dem davonfahrenden Auto nach, sieht die Rücklichter, die immer kleiner werden, bis sie schliesslich, das letzte Wort im Buch: verschwinden.

Wie schon oft zuvor endet also auch dieses Buch auf diesem Wort wie auf einer Fermate, mit der das Verschwinden sowohl besiegelt wie zugleich erzählerisch grandios dementiert wird. Für einmal aber verschwindet nicht das Dorf, nicht der Kiosk oder die Schule oder die Beiz, es verschwindet der Erzähler selbst wie in einer japanischen Tuschzeichnung der Maler. Als sei hier, am Ausgang des

Dorfes und am Ende des Buches, das letzte Kapitel dieses surselvischen Fortsetzungsromans über den Untergang einer alten Zeit geschrieben worden.

Die Spuren des Lebens

Der minutiös beschriebene Gang durchs Dorf ist einerseits ein stilles Requiem auf drei Kinder, die ein gutes Jahr vor der Geburt des Erzählers am Waldrand über dem Dorf beim Spielen in einer Baumhütte verbrannt sind. Vor den Häusern, wo die Opfer gewohnt haben, gedenkt der Erzähler der Kinder, die er nicht gekannt hat, und der Eltern, die

ein Leben in Trauer verbracht haben. Die Tragödie hat sich tatsächlich ereignet, im späten August 1976 geschah das Unglück, das nun zum titelgebenden «Schatten über dem Dorf» wurde, weil es die Menschen noch lange danach vor Erschütterung niederdrückte.

Aber nicht allein darum kommt der Erzähler zurück in seine Heimat. Auf dem Weg durch das kleine Dorf, 25 Häuser seien es nur, kartografiert er einen anderen Schmerz, oder besser: andere Schmerzen. Camenisch erzählt davon, wie er einmal seinen Zeigefinger zur Hälfte durchgeschnitten hat, wie er mit dem Fahrrad gegen das Postauto gefahr-

ten oder wo er in ein Auto gerannt ist. Das hat am Körper Spuren hinterlassen, anderes indessen muss er in tieferen Schichten entziffern. Denn zu den drei verbrannten Kindern kommen weitere Tote hinzu. Der Vater, ein Onkel, der Grossvater, eine Frau, mit der er zusammengelebt hat. Auf sie alle schreibt Camenisch ein stummes Epitaph in einem Buch, das gewiss das traurigste und zugleich schönste ist in seiner kleinen Universalbibliothek der verschwundenen Surselva.

Arno Camenisch: Der Schatten über dem Dorf. Engeler-Verlag, Schupfart 2021. 104 S., Fr. 27.90.

Feiert das Biedermeier gerade eine triumphale Rückkehr?

Wir mögen zwar die neue häusliche Gemütlichkeit entdecken. Aber wie viel wir auch backen und häkeln, die Schlagzeilen erreichen uns trotzdem

BERND NOACK

Eines der berühmtesten Gemälde aus der Biedermeierzeit zeigt den armen Poeten, wie er allein in seiner Dachkammer den lieben langen Tag mühsig verstreichen lässt. Auf einem anderen sehen wir eine Familie in Gottes freier Natur, voran der Vater den Stockschirm schwingend, hintendran in regeltem Abstand seine Frau und die Brut: eine Idylle. Eduard Gärtner führt uns in einem weiteren Bild Vater, Mutter, vier adrette Mädchen, das Kätzchen und die runzelgütige Grossmutter im schmuck dekorierten und blitzsauberen Heim vor. Sie befinden sich anscheinend an einem sicheren, gemühten Ort, in den weder Harm noch Gram eindringen kann.

Heute würde man sagen: Der Dichter im düftigen, doch gemühten Bett döst in Quarantäne vor sich hin. Und die Lebensgemeinschaften verhalten sich völlig korrekt, weil sie unter sich bleiben, den Kontakt mit anderen meiden und trotzdem auch einmal gesittet virenfreie frische Luft schnappen.

Je länger die auf- und abschwellenden Lockdowns nun dauern, desto mehr schleicht sich der Verdacht ein,

wir würden unsere Lebensgewohnheiten irgendwie denjenigen einer Epoche angleichen, die wir im Rückblick gerne als spiessig und restaurativ bezeichnen. Auch damals schotteten sich die Menschen ab und richteten sie sich in einem Zuhause ein, das ihnen zur Burg wurde gegen jegliche Fährnis und jegliche schlimme Einwirkung von aussen. Ist Biedermeier also wieder in?

Zwischen den Revolutionen

Das Wort an sich klingt ja schon unheimlich altbacken, und wer in unserer Zeit nur in den Verdacht kam, die eigenen vier Wände vornehmlich mit Spitzendeckchen zu dekorieren, dem wurde es von aufmüpfigen Zeitgenossen nachgerade als Schimpfwort entgegengeschleudert. Tatsächlich war es ja damals – so ungefähr zwischen 1815 und 1848 – beliebt und sicher, die Häuslichkeit angenehm zu möblieren und sich gleichzeitig herauszuhalten aus all den gesellschaftlichen und politischen Diskussionen, weitreichende Entscheidungen zu scheuen und der Obrigkeit freien Lauf zu lassen.

Man hatte genug von Querelen, und ein trautes und keimfreies Zuhause war

wichtiger als der Blick in eine Welt, unter deren Oberfläche es brodelte. Die Revolution der Franzosen war vorüber, die nächste Revolution und der Vormärz standen indes vor der Tür. Diese aber hatte der brave Bürger fest verschlossen, auf dass ihn nichts und niemand störe.

Karl Ludwig Pfau dichtete spöttisch im Jahr 1847: «O edles Haus! O feine Sitten! / Wo jedes Gift im Keim erstickt, / Wo nur gepflegt wird und gelitten, / Was gern sich duckt und wohl sich schickt.»

Ist das vergleichbar mit heute? Die Wiener Soziologin Michaela Pfadenhauer diagnostiziert tatsächlich in der Gesellschaft eine neue «Biedermeierhaltung»: «Das ist eine – je nach Auslegung – antipolitische oder apolitische Haltung, die weder für Solidarität noch für das Zusammenleben insgesamt gut ist, wenn jeder nur noch daran denkt, wie er seinen Feierabend angenehm verbringt.»

Pfadenhauer beobachtet, dass viele Menschen im Lockdown das Kochen, Häkeln oder die Kräuterezucht auf der eigenen Fensterbank als neue Prioritäten entdecken. Das öffentliche Leben und Aktivitäten, «die sich an die Öffentlich-

keit wenden, haben unterdessen gerade mit Blick auf mögliche Infektionsgefahren keinen guten Stand. Das Selbstverständnis als Bürger mit seiner öffentlichen und politischen Meinung in einem Kontext, der nicht an der Nationengrenze endet, nimmt derzeit ab», sagte sie jüngst in einem Gespräch mit der «Wiener Zeitung».

Die Soziologin erinnert an Zeiten, in denen unterschiedliche Bewegungen das Leben im öffentlichen Raum bestimmten: von den Demonstrationen der 1968er bis zu ausufernden Strassenpartys oder dem wie ein grosser Protest wirkenden Engagement in der Flüchtlingsbewegung vor fünf Jahren. Das seien Zeichen gewesen, «dass man in grösseren Horizonten denkt». Jetzt bewege man sich kaum noch innerhalb der Grenzen des eigenen Landes und ausserhalb schon gar nicht: «Die Welt droht kleiner und die Orientierung und Zuwendung zu den grossen Fragen seltener zu werden.»

Rüdiger Safranski umschreibt in seiner Romantik-Untersuchung die Zeit des Biedermeiers knapp und mit Bezug auf Joseph von Eichendorff, dem literarischen Chronisten dieser Epoche schlechthin: «Man duckt sich, zieht den Kopf ein, macht es sich auch bequem

und «blickt aus dem Stübchen» gerne ins Freie hinaus, wo es abgründig zugeht, wo «Zwielicht» herrscht.» Heute wäre das aus sicherem Abstand der Blick aus dem Wohnzimmerfenster in eine Welt, die leer und trotzdem gefährlich erscheint, in der vielleicht noch (maskenlos) ein paar Skeptiker sich zusammenrotten, die gegen Bevormundung und Einschränkung von Grundrechten zu Felde ziehen. Mit denen aber will der brave Bürger nichts zu tun haben, gegen die werden schon lange keine Argumente mehr ausgepackt. Man will seine Ruhe.

Das Ende der Gemütlichkeit

Dumm nur, dass – ganz anders als im Biedermeier – mützlich die Nachrichten von neuen Mutanten, Corona-Toten und Grenzschiessungen via Fernsehen oder Facebook über die Zurückgezogenen hereinbrechen. Die totale Abkapselung, wie sie die smarte, zufriedene, von keinerlei Unbill bedrohte Familie in den Gemälden aus dem 19. Jahrhundert demonstriert, ist längst nicht mehr möglich. Beim Stricken fallen nicht nur die Maschen herunter, sondern auch die Fallzahlen ins traute Heim ein.